

S. K. Posch

Und es
leuchteten
die Sterne

Die Leben des Carl Kollas

Roman

© 2024 Simon K. Posch, www.skposch.com

Umschlag und Buchgestaltung:
Anna-Theresa Taferner, Buchschmiede

Druck und Vertrieb im Auftrag des Autors:
Buchschniede von Dataform Media GmbH, Wien
www.buchschniede.at – Folge deinem Buchgefühl!

Besuche uns online



ISBN:
978-3-99129-116-9 (Hardcover)
978-3-99129-132-9 (Softcover)
978-3-99129-129-9 (E-Book)



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

E lucevan le stelle...

Arie des Mario Cavaradossi

Tosca

Giacomo Puccini

„JEDE

unserer Entscheidungen im Leben, auch wenn sie uns noch so unbedeutend erscheinen, hat die Macht, die Zukunft zu verändern. Wer oder was jedoch beeinflusst unsere Entscheidungen? Wie stark fremdbestimmt sind wir darin und wie anders hätte alles sein können? Es sind die vielen Weggabelungen, die auf der Reise durch das Leben auf uns warten. Oft blicken wir zurück und fragen uns, wohin uns wohl der andere Weg an jener Gabelung geführt hätte, hätten wir uns anders entschieden? Einerlei wie willkürlich und irrational solche Entscheidungen oft scheinen, egal, ob und wie stark diese von äußeren Faktoren beeinflusst sind – sie bestimmen den Rest unseres Lebens. Das Schicksal folgt seinem eigenen Drehbuch. Wie können wir an all den Träumen festhalten, wie weiter an sie glauben und dabei das Lieben nicht verlernen?“

S.K. Posch

**Herzlichen Dank für die Unterstützung
und die wertvollen Inputs:**

Scott
Mama
Rudi
Kristiane
Elmar
Helmut
Dietmar
und Skye

„Zufälle sind unvorhergesehene Ereignisse,
die einen Sinn haben“

Diogenes

Teil 1

DAS LEBEN VOR CARL

APRIL 1966

Nur eine Stunde, nachdem zuerst Fred und dann Rosemarie mit Anna bei ihr im Krankenhaus waren, schaute, nach kurzem zaghaftem Anklopfen, ein vertrauter roter Lockenkopf bei der Tür herein. „Hallo, mein Schatz! Was machst du denn für Sachen?!“, waren Tante Dottis erste besorgte Worte. „Tante Dotti! Es ist so schön, dich zu sehen!“, platzte es aus Inge heraus. Ihre Miene hellte sich umgehend auf, ihre blassen Wangen zeigten einen Anflug von rosa. „Aber ...“, Inge stockte plötzlich, presste ihre Lippen zusammen und blickte beschämt zu Boden. „Du weißt ja gar nicht... Ich habe..., ich konnte nicht... Ich hatte solche Angst...“, stammelte sie, verbarg ihr Gesicht in den Händen und begann zu schluchzen.

„Aber mein Schatz. Nicht doch, es wird alles wieder gut werden, ganz sicher.“ Tante Dotti hatte sich zu Inge aufs Bett gesetzt, sie in die Arme genommen und versuchte sie zu beruhigen. Tante Dotti war Anfang des neuen Jahres mit Freunden für zwei Monate zu einer ausgedehnten Schneeschuhwanderung nach Skandinavien aufgebrochen und erst vor drei Wochen wieder zurückgekehrt. Ihr aktueller Verehrer war ein bekannter Naturforscher, der ständig auf der ganzen Welt unterwegs war und Dotti überredet hatte, bei diesem Winterabenteuer dabei zu sein. Inge hatte sie an Weihnachten zuletzt gesehen. Sie konnte ja nichts wissen. Aus ihrer Brusttasche zog die Tante ein rosarotes, frisches, nach Veilchen duftendes Taschentuch, hob Inges Kinn sanft an und begann ihre Tränen zu trocknen. „Sieh mal, es ist schon besser“, tröstete

sie augenzwinkernd ihre Nichte. „Aber Tante Dotti“, Inge zögerte, „aber du weißt ja gar nicht, was ich beinahe gemacht hätte ... ich schäme mich ja so ...“, und sie begann erneut leise zu weinen. Dotti drückte Inge noch fester an sich: „Mein Schatz, was auch immer es war, es ist vorbei, verstehst du? Du musst auch gar nichts sagen, sondern es einfach vergessen. Du musst nur nach vorne sehen. Du hast dein ganzes Leben vor dir. Glaube mir, nichts ist so schlimm, wie es sich im Moment anfühlt.“ Natürlich wusste Tante Dotti bereits alles über die dramatischen Ereignisse der letzten Wochen.

INGE

Januar 1966

„Ehrlich jetzt, Mama! Der muss mindestens eine Handbreit kürzer sein! Mindestens! So kann ich doch nicht rumlaufen! Ich sehe aus wie eine typische Landpomeranze – das ist wirklich peinlich, so soll ich morgen ins Kino gehen!?“, lamentierte Inge und fuchtelte mit dem Mini-Schottenrock aufgebracht vor der Nase ihrer Mutter herum. Dabei verzog sie ihren Mund, als hätte sie eben einen kräftigen Schluck von Onkel Viktors sauren Most genommen.

Inges Figur hätte tatsächlich auch einen deutlich kürzeren Mini-rock gut vertragen – à la Twiggy – und wie ihn gerade jedes Mädchen, das sich für annähernd modisch hielt, auch trug. Winter hin oder her. Inge schleppte kein unnötiges Gramm Fett mit sich herum, hatte einen kessen Kurzhaarschnitt, Haarfarbe irgendwo zwischen hellbraun und mittelblond, ihre Augenbrauen waren akkurat gezupft und sie war dank ihrer Schulfreundin Susanne, die sich für ‚die Expertin‘ in Make-Up-Fragen hielt, immer perfekt geschminkt. Inge legte großen Wert auf ihr Äußeres und am bevorstehenden Samstag würde sie zudem auch noch die exquisite Korallenkette tragen, die sie zu Weihnachten von Tante Dotti bekommen hatte.

Tante Dotti, eigentlich Dorothea, war Mutters um zwei Jahre jüngere Schwester und mit Abstand Inges liebste Verwandte. Stets schien sie von einem Schleier aus Geheimnissen umhüllt. Wenn die unverheiratete, rothaarige Tante auf ihrem Motorrad, einer lindgrünen NSU Max 250, zu Besuch kam, zauberte sie aus ihrem

speckigen Lederrucksack immer eine Überraschung für Inge und ihre Geschwister hervor. „Mal sehen, was es heute für euch Herzchen gibt“, spannte sie die Kinder auf die Folter, während sie lächelnd, mit einem zugekniffenen Auge langsam in dem riesigen rehbraunen Rucksack herumrührte und etwas Süßes oder Spielzeug herauszauberte.

Tante Dottis Gesicht war voll mit lustigen Sommersprossen und ließ sie mädchenhaft und schelmisch wirken. Auf ihre Frisur schien sie wenig Wert zu legen – die rostrote Lockenpracht war immer ein luftiges Durcheinander. Die deutlich zu große Lederjacke mit Zipper, Taschen und Schulterspangen war arg abgewetzt und hatte irgendwann einmal eindeutig einem Mann gehört. Trotz all der maskulinen Attribute duftete Tante Dotti immer ein wenig nach Zuckerwatte und Erdbeeren.

„Rede doch keinen Unsinn, Kind, der ist kurz genug“, erwiderte Rosemarie ihrer zweitältesten Tochter, die in der Unterhose im kalten Zimmer stand, sichtlich frierend, sich aber immer noch weigerte, den eben fertiggenähten Minirock anzuprobieren. „Ein ‚Danke Mama‘ wäre angebrachter. Ich habe da immerhin ein paar Wochen dran gearbeitet und der Stoff war alles andere als billig“, war die forsche, leicht beleidigte Antwort von Rosemarie. Das Zimmer war das schönste im ganzen Haus. Gedacht als Elternschlafzimmer war es nun das Zimmer von Inge und ihrer Schwester Anna, die sich das große Bett, den Schrank und den hübschen Schminktisch, bei dem man die Seitenteile des Spiegels bewegen konnte, um auch das eigene Profil optimal betrachten zu können, teilten. Die ganze Einrichtung war aus Ahornholz mit glänzender Oberfläche und schmalen Messinggriffen an den Türen und Laden. Die Nachtkästchen hatten leicht nach außen angestellte dünne Beinchen. Die Tapete mit ihren beige-goldenen floralen Strukturen, Rosemarie

hatte sie nicht nur ausgesucht, sondern auch selbst tapeziert, ließ den Raum beinahe elegant wirken. Der rotbraune Teppichboden vermittelte nur optisch etwas Wärme. Das Zimmer war für gute fünf Monate im Jahr unausstehlich kalt, und die Mädchen waren immer froh, wenn sie sich unter ihren dicken Winterdaunendecken verkriechen konnten.

Tante Dotti hätte Inge den Minirock wohl exakt so geschneidert, wie sie sich ihn gewünscht hatte. Da war Inge ganz sicher. Tante Dotti war eine moderne Frau und schien Neuem gegenüber stets aufgeschlossen zu sein. Gegen Ende des Krieges war sie gerade 14 Jahre alt und hatte die älteren Freunde bewundert, die aktiv im Widerstand gegen das Nazi-Regime waren. Inge wusste nichts davon, dass Tante Dotti während der Besatzungszeit ab 1945 den britischen Militärs gegenüber höchst auskunftsfreudig war und alle „ehemaligen“ Mochtegern-Führer der Provinz, die nun ein bequemes Leben in der neugewonnenen Freiheit vor sich sahen, mit Namen und Adressen nennen konnte. Und sie tat es auch. Darunter ihren eigenen Onkel Franz, der eine mehrjährige Haftstrafe ausfasste. Die gute Tante Dotti mit ihren funkelnden graugrünen Augen war nicht zu unterschätzen. Einen Mann an ihrer Seite schien sie nicht zu brauchen, um glücklich zu sein. Soweit Inge zurückdenken konnte, hatte ihre Patentante alleine gelebt.

Inge liebte ihre Tante Dotti für ihr herzliches Lachen, ihre Klugheit – sie wusste immer eine Antwort auf die vielen Fragen – und ihre Furchtlosigkeit, wenn sie mit ihrer Maschine die Landstraße entlang gebraust kam. Rosemarie allerdings sah es gar nicht gerne, wenn ihre Schwester eines der Mädchen am Motorrad mitfahren ließ.

Inge betrachtete verträumt diese wunderbare Kette, die nun die ihre war und sie immer an ihre Patentante erinnern würde. Sie ließ sie liebevoll durch ihre Finger wandern. Das Stück war aus leuchtend roten Korallen gefertigt, jedes Teilchen war einzigartig von der Natur in Form gebracht und schimmerte seidig im Licht. Inge roch an ihr das Meer, an dem sie noch niemals war. Die Kette war modern, aber zeitlos, der Verschluss aus Gold, und man konnte sehen, wie hochwertig dieses fragile Schmuckstück verarbeitet war. Tante Dotti hatte sie vielleicht von einem stillen Verehrer geschenkt bekommen, sie selbst jedoch niemals getragen und nun an Inge weitergeschenkt. Sie würde dieses elegante, exotische Stück am Samstagabend erstmalig ausführen und es passte farblich ganz perfekt zu ihrem neuen beinahe-Mini-Schottenrock und zur cremefarbenen Bluse. Alles für Fred.

„Der Rock hat genau die richtige Länge – und Punkt“, beharrte Rosemarie erneut, blickte Inge mit in Falten gezogener Stirn an und rückte ihre Lesebrille zurecht. Inge wusste in der Sekunde: Diskussion zwecklos. Da gab es keine Alternative. Da konnte sie ihre Mutter nur zu gut. „Mist!“, dachte sie. „Ich bin immerhin achtzehn Jahre alt! Ich habe ihr doch das Modemagazin gezeigt, ihr das Schnittmuster hingelegt und trotzdem macht sie, wie immer, was sie will. Ich habe es satt“, steigerte sich Inge in ihre trotzige Haltung hinein und setzte dabei einen Schmollmund auf, als wäre sie fünf. „Nie kann ich das haben, was ich will. Immer muss ich so brav wie Anna sein und ein Vorbild für die Buben! Immer heißt es nur: Was werden die Leute sagen? Was schert es mich, was die Leute sagen? Und überhaupt, warum sollte ich...“

Plötzlich wurde ihr Gedankenschwall jäh unterbrochen. Aus der Küche war ein ohrenbetäubender Lärm zu hören – es klang, als wäre Onkel Viktor mit seinem Traktor samt Anhänger durch die Wand direkt in die Küche gedonnert. Der Minirock-Aufstand war vorerst vergessen. Rosemarie öffnete kurz erschrocken, aber tonlos, den Mund, um ihn sogleich wieder zu schließen, neigte den Kopf und blickte nach rechts unten auf den Fußboden, als könne sie mit einem Röntgenblick direkt in die Küche sehen und so herausfinden, was das Gepolter verursacht hat. Sie spürte eine dunkle Ahnung, strich energisch ihre Schürze glatt und ging, fast so als würde sie in die Schlacht ziehen, mit schwer gesetzten Schritten einen Stock tiefer und in Richtung Küche. Inge warf den Minirock aufs Bett, schlüpfte in ihre moosgrüne Flanellhose und folgte ihrer Mutter zögerlich und mit einigen Schritten Abstand.

Inge wohnte gemeinsam mit ihren Eltern, den drei Geschwistern und der Oma im ehemaligen Schweinestall des großen Bauernhofs. Umgebaut, aufgestockt, ausgebaut, aber dennoch: ein ehemaliger Schweinestall. Sie hasste diese Vorstellung, diese schmutzige Geschichte ihres Hauses. Es lag unmittelbar neben dem Herrenhaus des Hofes, von dem ihr Großvater väterlicherseits abstammte. Er war einer der jüngeren Brüder und musste vor dreißig Jahren mit diesem kleinen ‚Nebengebäude‘, nichts anderes als dem Schweinestall, als Erbteil das Auslangen finden. Onkel Viktor war jetzt der Großbauer nebenan. Besonders herzeigbar war das Haus, trotz aller Bemühungen daraus ein warmes Heim für eine Familie zu machen, dennoch nicht. Manchmal, wenn Inge aus dem Erdkeller Kartoffel oder Äpfel holen musste, meinte sie nach wie vor etwas von diesem fauligen, beißenden Ammoniak-Geruch wahrnehmen zu können, der im alten, feuchten Gemäuer festzusitzen schien. Sie lud eigentlich nie jemanden hierher ein. Außer Susanne oder

Margot vielleicht, ihre besten Freundinnen. Die waren ja auch vom Bauernhof. Inge ging viel lieber außer Haus, um sich mit Freunden zu treffen. Vor allem in die nahegelegene Stadt, da roch es nach Freiheit und nach Zukunft.

Dort war sie anonym, da wusste kaum wer, woher sie kam. Ihre Mutter erlaubte ihr maximal zweimal im Monat einen Samstagabend in der Stadt zu verbringen, die eine halbe Stunde Fußmarsch entfernt lag. In den letzten Wochen und mit den dazwischen liegenden Weihnachtsfeiertagen war an Ausgehen jedoch nicht zu denken gewesen. Für jeden Abend in der Stadt gab es von Mutter wie immer eine ganze Latte von Auflagen und Regeln, die eingehalten werden mussten.

Inges Eltern waren am Land streng und religiös erzogen worden und ließen ihren Kindern eine ähnlich strikte Erziehung angedeihen. Geld war ein Fremdwort. Jeder Schilling wurde zigmal umgedreht, bevor er ausgegeben werden konnte. Obwohl Mutter Rosemarie von einem der größten Bauernhöfe der Region abstammte. Rosemarie war gerade fünfzehn geworden, als ihre eigene Mutter mit nur achtunddreißig Jahren im Kindbett verstarb. Rosemarie wurde von einem Tag auf den anderen zur Ersatzmutter für ihre drei jüngeren Geschwister und vor allem dem Neugeborenen. Ihr Vater, ein grobschlächtiger Despot und Schreihals, fand sich bald eine neue Frau, Martha, zarte achtzehn Jahre alt. Irgendjemand musste sich ja um den Haushalt kümmern und auch jung genug sein, um für weiteren Nachwuchs am großen Hof zu sorgen.

Rosemarie hatte nun, förmlich über Nacht, eine Stiefmutter bekommen, gerade einmal drei Jahre älter als sie selbst. Schmächtig, schüchtern und arbeitsscheu hatte sie keine Ahnung von Kindern, geschweige denn davon, wie ein Haushalt und ein Hof mit Gesinde

zu führen sei. Die viele Arbeit blieb größtenteils an Rosemarie hängen, wurde jedoch von ihrem Vater kaum gesehen oder honoriert. Ganz im Gegenteil. Der Dank des Vaters erschöpfte sich meist in einem angedeutet wohlwollenden Nicken mit geschlossenen Augen. Eher gab es für Rosemarie eine zurechtweisende Ohrfeige, wenn sie dem Großknecht am Sonntag ausnahmsweise ein Stück Braten auf den Teller legte, das größer als eine Briefmarke war.

Rosemarie arbeitete zwei Jahre durch und brachte ihrer ungeschickten Stiefmutter in dieser Zeit das Wäschemachen, Kochen und ordentliche Haushaltsführung bei. Dem ihr verhassten Bund Deutscher Mädel, dem weiblichen Zweig der Hitlerjugend, konnte sie fast immer entgehen, da sie zu Hause am Hof unabkömmlich war. Ihr größter Wunsch blieb aber, diesen Hof so bald wie möglich verlassen zu können. Beim Kirchtage, es muss der Sommer nach Kriegsende gewesen sein, traf sie zum ersten Mal den Hermann und der Beginn eines neuen Lebensabschnitts stand unmittelbar bevor. Mit siebzehn verließ sie den Hof umständehalber und vor allem, um ihren Hermann zu heiraten – die Geschwister, den Vater und die hilflose Stiefmutter ließ sie erleichtert zurück. Als Mitgift gab es eine mittelgroße Holztruhe mit Bettwäsche und Geschirr für eine achtköpfige Familie. Ihr Bruder sollte fünfzehn Jahre später den gesamten Hof erben. Hundertzwanzig Milchkühe, fünfundachtzig Schweine, zwölf Pferde, hunderte Hühner, Traktoren und Maschinen, eine Schnapsbrennerei, sieben Mägde und Knechte und mindestens zweihundertfünfzig Hektar fruchtbare Felder, Wiesen und Wald.

Rosemarie wurde zu einer starken Frau. Eine für die 60-er Jahre emanzipierte End-Dreißigerin, die als Wäscherin und Büglerin im Krankenhaus der nahen Bezirksstadt den Lebensunterhalt für die sieben Familienmitglieder verdiente. Sie war sozial engagiert,

zusätzlich als Arbeitnehmervertreterin in der Gewerkschaft aktiv und setzte sich als Mitglied der Sozialdemokratischen Partei aus tiefster Überzeugung besonders für die Rechte der Frauen ein. Nichts verabscheute sie mehr, als Ungerechtigkeit und Ausbeutung – wohl aus eigener leidgeprüfter Erfahrung. Damit nicht genug, hatte sie auch noch eine gewichtige Stimme im örtlichen Pfarrgemeinderat und organisierte die aufwändigen Feste des Kirchenjahres. Sie fand stets ausreichend Gründe, so wenig wie möglich zu Hause sein zu müssen.

Wenn Inge morgens um sechs aufstand, war Mutter schon längst in der Küche, und wenn sie abends schlafen ging, war Mutter noch eine ganze Weile mit Hausarbeit beschäftigt. Sie hörte sie oft erst spätnachts mit müden Schritten die Treppe hinaufsteigen. Wann schlief sie? Nebst Inge waren noch die um ein Jahr ältere Schwester Anna, mit der Inge das Zimmer teilte, der ein Jahr jüngere Bruder Thomas und der Nachzügler-Bruder Michael, er war erst zwei Jahre alt, zu versorgen. Auch Hermanns Mutter lebte mit ihnen unter einem Dach, die Oma. Oft fragte sich Inge, wie Mutter das alles hinbekommt. Vater Hermann war ein verwundeter und vor allem schwer traumatisierter Kriegsheimkehrer. Niemand in der Familie wusste genau, was denn dem Vater in Russland im Winter 1942/43 widerfahren war. Sie konnten es sich in ihren schrecklichsten Vorstellungen nicht ausmalen und es wurde schon gar nicht darüber gesprochen. Nie. Er war einer von vielen Kriegsheimkehrern aus dem Dorf, und war obendrein von Jahr zu Jahr mehr dem Alkohol verfallen. Es waren diejenigen ehemaligen Kameraden, die sich untereinander wortlos verstanden und die auch dieselben, immer wiederkehrenden, schrecklichen Träume hatten.

In den traurigen Augen ihres Vaters sah Inge in diesen Tagen oft Trostlosigkeit und Verzweiflung. Dabei erinnerte sie sich so gerne an die Nachmittage ihrer Kindheit, an denen er ihr und Anna mit

geschickten Händen und in Minutenschnelle kleine Holzfiguren geschnitzt hatte. Damals, es muss vor gut zehn Jahren gewesen sein, schien alles noch in bester Ordnung. „Schau, mein Schatz, da hast du noch ein kleines Ferkel – dein Bauernhof wächst und wächst!“, sprach Hermann mit kratziger Stimme zu seinen Töchtern und lachte herzlich. Für seinen Sohn Thomas schnitzte er keine Tiere. Er gab ihm eines seiner Schweizer Taschenmesser und meinte nur: „Tommi, du bist ein Bub, du machst dir deine Holzfiguren selbst. Hier hast ein schönes Stück Holz – kannst schon anfangen, ist keine große Kunst“. Dann hatten die Kinder an den langen heißen Sommernachmittagen mit ihren hölzernen Kühen, Hunden, Katzen, Schweinchen, Schafen und Hühnern gespielt, bis die Mama sie aus ihrer Fantasiewelt riss: „Kinder, Essen! Schnell rein jetzt. Ordentlich Händewaschen und zum Tisch. Flott!“ Die hölzernen Tierfiguren waren bald darauf auf Nimmerwiedersehen in Schachteln weggepackt und im dunklen Dachboden verstaubt worden. Inge vermisste diese Zeit sehr, sie vermisste vor allem ihren liebevollen Papa mit seinem herzlichen, bellenden Lacher. Hatte sie ihn bereits an den Alkohol verloren?

Inge genierte sich nicht nur für ihr Elternhaus. Das gesamte Dorf war zum Genieren. Wobei, *Dorf* war für Inges Heimat fast übertrieben, es war nicht mehr als eine Ansammlung von einigen kleineren Bauernhöfen und ein paar armseligen Häusern mit insgesamt knapp unter hundert Einwohnern. Jeder Bauernhof hatte mindestens einen Misthaufen. Sechs Monate im Jahr dampften sie, zwölf Monate im Jahr stanken sie. Der Geruch im Dorf war durchwegs unausstehlich und änderte lediglich mit den Jahreszeiten und den Temperaturen seine Intensität. Auch das Bellen der Hunde, das Krähen und Gackern von Hahn und Hühnern, das infernale Gejammere und Gejaule der Katzen, die tagaus, tagein knatternden